



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die christliche Mystik und die Religion der Zukunft : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die christliche Mystik und die Religion der Zukunft

(Fortsetzung)



ckhart oder Eckhart aus dem ritterlichen Geschlecht der Hochheim bei Gotha trat in das Dominikanerkloster zu Erfurt ein, wurde dessen Prior, später Provinzial der sächsischen Ordensprovinz, erlangte in Paris den Magistergrad, lehrte die Theologie zu Paris, Straßburg und Köln und war als Ordensoberer, als Gelehrter und als Prediger hoch angesehen. Die Aufregung, die seine Predigten im Volke hervorriefen, und das Wachstum der Begardensekte, das man damit in Verbindung brachte, veranlaßten eine Agitation der Pfarrgeistlichkeit und der Franziskaner gegen ihn, die zu einer Anklage vor dem Inquisitionsgericht führte. Eckhart gab am 13. Februar 1327 in der Dominikanerkirche zu Köln eine Erklärung ab, die, nach Büttner mit Unrecht, als ein Widerruf gedeutet worden ist. Zwei Jahre darauf starb er, ungefähr siebenzig Jahre alt (das Geburtsjahr ist nicht genau zu ermitteln). Nach seinem Tode erschien eine päpstliche Bulle, worin von achtundzwanzig aus seinen Schriften (er hat lateinische Werke verfaßt; seine deutschen Predigten sind durch Nachschriften der Zuhörer erhalten worden) ausgezogenen Sätzen siebenzehn als häretisch, die übrigen als übelklingend, verwegen und der Häresie verdächtig verurteilt werden. Da fast in jedem längern Abschnitt seiner Predigten alle seine Grundanschauungen ineinander spielen, ist es schwierig, eine Stellensammlung nach den einzelnen Lehren einzuteilen und die verschiedenen Gruppen streng voneinander zu scheiden. Wir gruppieren die aus Büttner ausgewählten Sätze nur ganz oberflächlich, indem wir zuerst die hauptsächlich die Seele, dann die Gott betreffenden, dann die sich auf das äußerliche Leben der Christen beziehenden bringen.

Immer und überall stellt Eckhart als das Ziel des Menschenlebens die Vereinigung mit Gott hin. „So eins wird die Seele mit Gott, daß die Gnade sie beengt; sie ist nicht zufrieden mit der Gnade, weil die etwas Kreatürliches ist. Es wird die Seele so wunderbar bezaubert, sie weiß nicht, daß sie ist, sie wähnt, sie sei Gott; doch, wie weit sie auch aus sich komme, doch besteht sie weiter als Kreatur . . . Wenn ein Mensch ein Bild in sich aufnimmt, das muß notgedrungen von außen, durch die Sinne einkommen. Darum ist der Seele kein Ding so unbekannt wie sie sich selber . . . Von keinem Dinge weiß sie so wenig wie von sich selber, dieses Vermittelnden wegen [weil alles Wissen durch Bilder, durch Vorstellungen vermittelt wird]. Inwendig ist sie frei und ledig von allen Vermittlungen und allen Bildern, und das ist auch der Grund, warum sich Gott ohne weiteres mit ihr vereinen kann, ohne Bild oder Gleichnis.“ Als den Mittelpunkt der mystischen Theologie Eckharts kann man die Geburt des Sohnes Gottes in der Seele bezeichnen. „Wie gebiert Gottvater

seinen Sohn in der Seele? Wie die Kreatur in Bild und Gleichnis? Meiner Treu, nein! Sondern genau in der Weise, wie er ihn in der Ewigkeit gebiert, gar nicht anders. Wohl! Wie gebiert er ihn da? Seht! Gott dem Vater eignet ein vollendeter Einblick in sich selbst, ein abgründiges Durchkennen seiner selbst — nur mittels seiner selbst, nicht eines Bildes. Das ist die Geburt des Sohnes, dem darin die volle Einung mit der göttlichen Natur zuteil wird. Und in eben dieser Weise gebiert Gott Vater seinen Sohn in der Seele Grund und Wesen und vereint sich so mit ihr. Nun könnt ihr sagen: in der Seele sind doch von Natur nur Bilder! Nein, nicht so! Wäre dem so, so würde die Seele nimmer selig. Denn eine Kreatur, in der du vollkommene Seligkeit empfangest, vermag auch Gott nicht zu schaffen, sonst wäre nicht er die höchste Seligkeit und das letzte Ziel.“ Also: wenn in der Seele nichts vorhanden wäre als Abbilder äußerer Dinge, so gäbe es keine Seligkeit, weil kein äußerliches Ding zu beseligern vermag. „Nun wirst du sagen: lieber Herr, ihr wollt der Seele natürlichen Lauf verkehren! Ihre Natur ist, durch die Sinne aufzunehmen und in Bildern; wollt ihr diese Ordnung umkehren? — Nun! was weißt du, welche Fähigkeiten Gott der menschlichen Natur verliehen habe, die noch nicht zu Ende beschrieben sind, vielmehr noch verborgen? . . . In allen übrigen Wesen ist Gott als Wesen, als Tätigkeit, als Empfindung, aber nur in der Seele gebiert er sich. Alle Kreaturen sind ein Fußstapfe Gottes, aber die Seele ist Gottes Ebenbild. Dieses Ebenbild muß durch diese Geburt geschmückt und vollendet werden. Für dieses Wirken und diese Geburt ist keine Kreatur empfänglich als allein die Seele. Was immer an Vollkommenheiten in die Seele gelangen soll, es sei göttliche Erleuchtung, Gnade oder Seligkeit, das muß alles durch diese Geburt in die Seele kommen; es gibt keine andre Weise. Warte allein auf diese Geburt in dir, so wird dir alles Gute, aller Trost, alle Wonne, alles Wesen und alle Wahrheit. Versäumst du dieses Eine, so versäumst du alles Gute und alle Seligkeit . . . Jede Kreatur treibt ihr Werk um eines Zieles willen. Das Ziel ist immer das erste in der Vorstellung und das letzte im Werke. So sieht es auch Gott in allen seinen Werken ab auf ein gar selig Ziel: auf sich selber und darauf, daß er die Seele samt allen ihren Kräften in dieses Ziel bringe: in sich selber. Dazu verrichtet Gott alle seine Werke, dazu gebiert der Vater seinen Sohn in der Seele, damit alle Kräfte der Seele in dieses Ziel gelangen. Allem stellt er nach, was in der Seele ist, alles ladet er zu diesem Gastmahl und zu diesem Hofe. Nun hat sich die Seele mit den Kräften nach außen zerstreut und zerstreut, eine jede in ihr Werk: die Kraft des Sehens in das Auge, die Kraft des Hörens in das Ohr, die Kraft des Schmeckens in die Zunge. Und im gleichen Maße sind sie um so schwächer, inwendig ihr Werk zu treiben. Darum, will sie inwendig eine kräftige Wirksamkeit entfalten, so muß sie alle ihre Kräfte wieder heimrufen und sie, aus den zerstreuten Dingen heraus, sammeln in ein inwendiges Wirken. Sankt Augustinus sagt: die Seele ist mehr da, wo sie liebt, als wo sie dem Leibe das Leben gibt. . . . Fürwahr, wo der Mensch das Gute findet, von dem kann er, sofern es gut ist, nicht wohl lassen. Wo das Erkennen dieses findet, da muß die Liebe nachfolgen und das Gedächtnis und

die ganze Seele. Und weil das unser Herr wohl weiß, darum muß er sich mitunter verbergen. Denn die Seele ist die einheitliche Form [Lebenskraft] des Leibes; wo sie sich hinkehrt, dahin kehrt sie sich ganz und gar. Würde also das Gut, das Gott ist, gänzlich ungehemmt und ununterbrochen von ihr erlebt, so würde sie sich gar nicht wieder davon abkehren können und somit aufhören, den Leib zu formen. [Völlige Einkehr der Seele in Gott hat also den Tod des Leibes zur Folge.] Weil sich nun das mit diesem irdischen Leben nicht verträgt, so verdeckt es der getreue Gott, wann er will, und zeigt es auch wieder, wann er will und wann er weiß, daß es dir am förderlichsten ist.“ Über alle Tugenden erhaben ist die „Abgeschiedenheit,“ die Loslösung der Seele von allen Kreaturen, weil sie allein mit Gott eint. „Nun wirst du fragen: was ist denn diese Abgeschiedenheit, daß sie solche Macht in sich birgt? Wahre Abgeschiedenheit bedeutet, daß der Geist so unbeweglich steht in allem, was ihm widerfährt, es sei Liebes oder Leides, Ehre oder Schande, wie ein breiter Berg unbeweglich steht in einem kleinen Winde. Diese unbewegliche Abgeschiedenheit macht am meisten den Menschen gottähnlich. Denn daß Gott Gott ist, das beruht auf seiner unbeweglichen Abgeschiedenheit; aus der fließt seine Lauterkeit, seine Einfachheit und seine Unwandelbarkeit. Soll also der Mensch Gott gleich werden (soweit einer Kreatur Gleichheit mit Gott zukommen kann), so kann es nur durch Abgeschiedenheit geschehen. Die verjagt den Menschen in Lauterkeit, von dieser in Einfachheit und von dieser in Unwandelbarkeit. . . . Ja selbst als der Sohn in der Gottheit Mensch werden wollte und ward und die Marter litt, das ging die unbewegliche Abgeschiedenheit Gottes so wenig an, als ob er niemals Mensch geworden wäre. Nun könntest du sagen: da höre ich ja, daß alles Gebet und alle guten Werke verloren sind, da Gott sich ihrer ja doch nicht annimmt, daß man ihn damit bestimmen könnte; und man sagt doch, Gott wolle um alles gebeten sein. Hier muß du wohl aufmerken und mich (ob du vermöchtest) auch recht verstehn. Mit einem ersten ewigen Blicke — wenn wir einen ersten annehmen dürfen — schaute Gott alle Dinge, wie sie geschehen sollten, und schaute in demselben Blicke, wann und wie er die Kreatur schaffen würde; er schaute auch das geringste Gebet und gute Werk, das jemand verrichten würde, und er schaute, welches Gebet er erhören würde. Er sah, daß du ihn morgen dringlich anrufen und ernst bitten wirst; und dies Anrufen und Gebet wird Gott nicht erst morgen erhören, sondern er hat es erhört in seiner Ewigkeit, ehe du Mensch wurdest. Ist aber dein Gebet ohne Ernst und nicht redlich, so wird es dir Gott nicht jetzt versagen, er hat es dir schon in seiner Ewigkeit versagt. . . . Nun frage ich weiter: was ist des Abgeschiednen Gebet? Darauf antworte ich: Abgeschiedenheit und Lauterkeit kann überhaupt nicht beten. Denn wer betet, der begehrt etwas von Gott, daß es ihm zuteil werde, oder er begehrt, daß Gott ihm etwas abnehme. Das abgeschiedne Herz begehrt aber nichts und hat auch nichts, dessen es gern ledig wäre. Darum steht es alles Gebetes ledig, und besteht sein Gebet nur darin, einfältig zu sein mit Gott.“ Der Preis der Armut versteht sich bei einem Bettelmönche von selbst, aber man sieht schon aus Eckharts Lehre von der Abgeschiedenheit, daß sein Verzicht noch weit über die von den Klostergeübten

gezogene Grenze hinausgehn wird: „Das ist ein armer Mensch, wer nichts will, und wer nichts weiß, und wer nichts hat.“ Diese Armut ist das Gegenteil von der des Eros, über den (in Platos Symposion) Diotima den Sokrates belehrt, daß er arm an Schönheit und Gütern sein müsse, weil er ja sonst nicht beides begehren würde, denn sein Wesen sei das Begehren. Eckharts arme Seele ist nicht des Eros voll, sondern sie ist wunschlos, sie ist gern aller Güter und aller Schönheit ledig, gern arm wie — die Gottheit und dadurch selbst Gottheit, nicht Gott.

„Da ich noch stand in meiner ersten Ursache, da hatte ich keinen Gott: ich gehörte mir selber! Ich wollte nicht, ich begehrte nicht, denn ich war da ein bestimmungsloses Sein, ein Erkennen meiner selbst in göttlicher Wahrheit. Da wollte ich mich selber und wollte kein andres: was ich wollte, das war ich, und was ich war, das wollte ich. Hier stand ich Gottes und aller Dinge ledig. Als ich aber aus diesem meinem freien Willen heraustrat und mein geschaffnes Wesen erhielt, damit hatte ich auch einen Gott. Denn ehe die Kreaturen waren, war Gott [war die Gottheit] nicht Gott; er war, was er war. Und auch als die Kreaturen wurden und ihr geschaffnes Wesen begannen, da war er nicht in sich selber Gott, sondern in den Kreaturen. Nun behaupten wir, Gott, bloß wie er Gott ist, ist nicht das Endziel der Schöpfung und besitzt nicht so große Wesensfülle, wie das geringste Geschöpf in Gott [in der Gottheit?] sie hat. Und gesetzt, eine Fliege hätte Vernunft und vermöchte kraft der Vernunft, hinzustreben zu dem ewigen Abgrunde des göttlichen Wesens, aus dem sie gekommen ist; so sagen wir: Gott samt allem, was er als Gott ist, könnte Erfüllung und Genügen nicht einmal dieser Fliege geben. . . . Der Mensch, dem die Armut zukommen soll, muß alles Wissens so quitt und ledig sein, daß kein Vorstellen Gottes mehr in ihm lebendig ist. Denn als der Mensch noch stand in der ewigen Art Gottes, da lebte nicht in ihm noch ein andres; was da lebte, das war alles er selber. Deshalb sagen wir: der Mensch soll alles eignen Wissens so ledig sein, wie er es war, als er nicht war; und lasse Gott schaffen, was er will, und stehe aller Bestimmung bar, wie da er aus Gott kam. Wir müssen hier fragen, worauf die Seligkeit beruhe. Einige Meister haben gesagt, sie beruhe auf der Liebe, andre lehren, sie beruhe auf dem Erkennen und der Liebe. Aber wir sagen: sie beruht weder auf dem Erkennen noch auf der Liebe, sondern ein Etwas ist in der Seele, aus dem entspringt Erkennen und Liebe. Das erkennt und liebt nicht selbst, sondern erkennen und lieben sind Tätigkeiten einzelner Seelenkräfte. Wer dieses Etwas findet, der hat gefunden, worauf die Seligkeit beruht. Das wartet nicht auf ein Hinzukommendes, denn es kann weder reicher noch ärmer werden. Es ist ewig dasselbe, das nur sich selber lebt, wie Gott [wie die Gottheit]. In diesem Sinne sage ich, der Mensch solle auch Gottes quitt und ledig stehn; nicht soll er sich Gedanken und Vorstellungen darüber machen, was Gott in ihm wirke. Die Meister lehren, Gott sei Wesen, und zwar ein vernünftiges Wesen, und erkenne alle Dinge. Ich aber sage: Gott [ohne Zweifel ist auch hier die Gottheit gemeint] ist weder Wesen noch Vernunft, noch erkennt er dieses und jenes. . . . Gott und Gottheit sind verschieden wie Erde und Himmel. Auch der äußere und

der innere Mensch sind so verschieden wie Erde und Himmel. Freilich, Gott steht um viele tausend Meilen höher, aber auch Gott wird und vergeht. Da alle Kreaturen ihn aussprechen, da wird Gott. Als ich noch im Grunde und Boden der Gottheit weilte, in ihrem Strome und Quell, da fragte mich niemand, wohin ich wollte oder was ich täte; da war niemand, der mich hätte fragen können. Erst indem ich ausströmte, kündeten alle Kreaturen Gott. Von Gott also reden und künden alle Kreaturen. Warum reden sie nicht von der Gottheit? Alles, was in der Gottheit ist, ist Eines, und von dem kann man nicht reden. Wenn ich wieder heimkomme in Gott, erbilde ich da nichts mehr in mir [hege ich keine Vorstellungen und Gedanken mehr]; so ist dieser mein Durchbruch viel herrlicher als mein erster Hervorgang. Wer diese Predigt verstanden hat, dem gönne ichs wohl! Wäre hier niemand gewesen, ich hätte sie diesem Opferstocke predigen müssen. Es gibt manche arme Leute, die kehren wieder heim und sprechen: Ich will auf meinem Flecke sitzen und mein Brot essen und Gott dienen. Ich sage fürwahr, diese Leute müssen verirrt bleiben, und nie vermögen sie zu erreichen noch zu erringen, was den andern zuteil wird, die Gott nachgehn in seine Armut und Verfremdung.“ Gott steht über allem Sein. „Was ein Sein hat in Zeit oder Raum, das gehört nicht Gott zu. Gott wirkt jenseits des Seins, in der Weite, wo er sich regen kann. In einem unseienden Sein waltet er. Damit habe ich aber Gott das Sein nicht abgesprochen, sondern ich habe es in ihm geadelt und erhöht. . . . Gott [an allen solchen Stellen muß das gemeint sein, was er als Gottheit von Gott unterschieden hat] ist namenlos, denn von ihm kann niemand etwas aussagen oder erkennen. Sage ich also: Gott ist gut: es ist nicht wahr; ich bin gut, Gott ist nicht gut. Sage ich weiter: Gott ist weise: es ist nicht wahr, ich bin weiser als er. Sage ich ferner: Gott ist etwas Seiendes: es ist nicht wahr; er ist — etwas ganz Überschwengliches, ein überseiendes Nichtsein. Darum schweig und schwäge nicht von Gott! Auch erkennen sollst du nichts von Gott, denn Gott ist über allem Erkennen. Ein Meister sagt: hätte ich einen Gott, den ich erkennen könnte, ich wollte ihn nicht länger für Gott halten! Erkennst du etwas von ihm — nichts von dem ist er! Indem du etwas von ihm zu erkennen glaubst, gerätst du in den Zustand eines Tieres. Denn was der Erkenntnis bar [das soll hier ohne Zweifel offen, zugänglich bedeuten], das ist das Tierische an ihnen. Willst du also nicht zum Tier herabsinken, so erkenne du nichts von dem nie gekündeten Gotte. [Hier setzt Meister Eckhart das Tierische dem Kreatürlichen gleich, sodaß also der Mensch Tier ist, soweit er Geschöpf ist, und verwechselt außerdem, wenn wir ihn richtig verstehn, das erkennende Subjekt mit dem erkennbaren Objekt, indem er den Menschen Tier nennt, nicht weil er erkennbar ist, sondern weil er das Erkennbare erkennt.] Ach, was soll ich dann tun? fragst du. Entsinke du allem, was irgend du, verfließe ganz in seine Wesensruh; was erst für sich: dort er, du hier, schließt nun sich zusammen zum ewigen wir, wo du — nun er — ihn erkennst mit ewigem Sinn; ein namenloses Nichts, ein ungewordnes: Bin! . . . Alles Geistes soll deine Seele bar, soll geistlos sein. Denn liebst du Gott, sofern er Gott, sofern er ein Geist, sofern er Person, kurz sofern er etwas Gestaltetes ist, das

muß alles fort! — Wie aber soll ich ihn denn lieben? — Du sollst ihn lieben, wie er ein Nichtgott, ein Nichtgeist, eine Nichtperson, ein Nichtgestaltetes ist, vielmehr nur lautere, pure, klare Einheit, aller Zweierheit fern. Und in diesen Einen sollen wir ewiglich versinken vom Sein zum Nichts. . . . Der Mensch soll so arm stehn, daß er eine Stätte, darin Gott wirken möge, weder selber sei noch gar in sich habe! Solange der Mensch in sich Raum behält, solange behält er Unterschiedenheit. Darum eben bitte ich Gott, daß er mich Gottes quitt mache. Denn das unseiende Sein ist jenseits von Gott, jenseits von aller Unterschiedenheit: da war ich nur selber, da wollte ich mich selber und schaute mich selber an als den, der diesen Menschen gemacht hat. So bin ich denn die Ursache meiner selbst, nach meinem ewigen und nach meinem zeitlichen Wesen. Nur darum bin ich geboren. Nach meiner ewigen Geburtweise vermag ich auch nimmer zu sterben. Kraft meiner ewigen Geburtweise bin ich von Ewigkeit her gewesen und bin und werde ewiglich bleiben. Nur was ich als zeitliches Wesen bin, das wird sterben und zunichte werden; denn es gehört dem Tage an, darum muß es, wie die Zeit, verschwinden. . . . Alle Dinge sind in Gott. Nicht daß wir in der Handgreiflichkeit in Gott gewesen wären, so wie wir jetzt sind; wir waren ewiglich in ihm wie die Kunst im Meister [wie die Idee des Kunstwerks im Künstler]. Gott schaute sich selber an und erschaute zugleich sich und alle Dinge. Und doch war er darum nicht ein Mannigfaltiges, wie jetzt die Dinge sind in ihrer Unterschiedenheit, sondern er blieb ein Einiges. Denn ob auch die Kreaturen jetzt ein Mannigfaltiges sind, in Gott sind sie doch nur ein Blick. Und das werden sie, und besonders die vernünftige Kreatur, klar anschauen, wenn sie zurückkehren in ihren ersten Ursprung: da schaut man Gott anders nicht denn einfaltig an Wesen, und doch dreifaltig an den Personen und mannigfaltig an seinen Werken! Alle Kreaturen also haben ihr Sein in Gott, und das Wesen, das sie haben, gibt Gott ihnen mit seiner Gegenwart. . . . Auf denn, edle Seele, so geh denn aus aus dir, so weit, daß du gar nicht wieder zurückkommst, und geh ein in Gott, so weit, daß du gar nicht wieder herauskommst! Dort nur halte dich, sodaß du gar nicht wieder in die Lage kommst, dir mit Kreaturen zu schaffen zu machen. Und alles, was dir geoffenbart wird, damit belade dich nicht, und alles, was dir vor Augen steht, daran beirre dich nicht. Hindere dich auch nicht selber durch irgend welchen Dienst, den du dir auferlegst. Nur deiner reinen Natur gehe nach und dem unbedürftigen Nichts und suche keine andre Stätte; Gott, der dich aus dem Nichts erschuf, der wird, als dieses unbedürftige Nichts, selber deine Stätte sein, und an seiner Unwandelbarkeit wirst du unwandelbarer werden als das Nichts. . . . Aber niemand kann das hier in dieser Zeitlichkeit nach seinem eigentlichen Sinne verstehn, wie solcher Weise die Seele in einem begreift und begriffen wird, er sei denn ganz in sich versunken: in ein reines Bewahren der Gottnatur, wohin erschaffner Sinn niemals gedrungen. . . . Da sagt nun eine Schriftstelle: nichts ist Gott gleich. Um Gott gleich zu werden, müßte also die Seele ein Nichts werden? Diese Auslegung ist ganz richtig. Wir jedoch wollen sagen: wo Gleichheit ist, da ist nicht Einheit, denn gleich ist eine Beraubung der Einheit; und wo Einheit ist, da ist nicht Gleichheit,

denn Gleichheit verbleibt in Unterschied und Vielheit. Wo es ein Gleichsein gibt, da kann es kein Einssein geben. Ich bin mir selber nicht gleich, ich bin eins: das eine und selbe, was ich bin. So auch der Sohn in der Gottheit, sofern er Sohn ist, ist er dem Vater gleich, nicht aber ist er mit ihm eins. Wo Vater und Sohn eins sind, da gibt es kein Gleichsein mehr in der Einheit des göttlichen Wesens.“ Die Schöpfung wird öfter mit dem Schaffen des Künstlers verglichen, der seine Ideen äußerlich verwirklicht, ohne sie darum aus seinem Geiste zu verlieren. „So hält jenes Erste aller Dinge Urbilder in sich beschlossen. Das bedeutet es: die Dinge seien Gott in Gott. Auf welche Weise aber fließen die Dinge in ihren Urquell zurück? Das geht so zu: in die menschliche Natur aufgenommen [durch die Sinnesorgane in den Geist und als Speise und Trank in die leibliche Natur des Menschen] ändern alle Kreaturen ihren Namen und werden geadelt, denn in ihr verlieren sie ihre eigne Natur und gelangen in ihren Ursprung zurück.“ Wie die Menschenseele zur Gottwerdung, so streben (dasselbe beweist die heutige Biologie) die übrigen Geschöpfe zur Menschwerdung hin. „Darum sagt ein Meister: Man findet wohl kaum ein Tier, es sei denn irgendwie ein Gleichnis des Menschen.“

Mit Ratschlägen für das äußere Verhalten hat sich Eckhart wenig, mit hausbackener Moral gar nicht befaßt. Fromme Übungen, wie Beten, Lesen, Singen, Wachen, Fasten, Bußwerke, meint er, seien dazu erfunden, die Seele zu beschäftigen und von ungöttlichen Dingen abzuhalten in den Zeiten wo sie sich von Gott verlassen fühlt, und in der Zeit, wo sie überhaupt noch nicht zur Einigung mit Gott gelangt ist. An einer andern Stelle heißt es, der Geist, der seine Verwandten im Himmel habe, lebe hier in der Fremde und werde vom Leibe, dem die ganze Welt helfe, stark bedrängt; darum müsse man dem Geiste dadurch zu Hilfe kommen, daß man dem Leibe den Zaum der Bußübungen auflege. „Wenn sich der Mensch dagegen zur wahren Innerlichkeit aufgelegt findet, so lasse er kühnlich alles äußere fallen, wären es auch solche Übungen, zu denen du dich durch Gelübde verbunden hättest, von denen weder Papst noch Bischof dich entbinden könnten. Denn die Gelübde, die jemand Gott tut, die kann ihm niemand abnehmen. Solange das innerliche Erleiden währt, und wahrte es eine Woche, einen Monat oder ein Jahr, so lange versäumt ein Mönch oder eine Nonne keine der Gezeiten [des Breviergebets]: Gott, dem sie gefangen sind, muß für sie einstehn.“ Eitel nennt er einmal die guten Leute, die „in Bußwerken und äußern Übungen doch nur ihr Eigenwesen festhalten.“ Doch müsse man ihren guten Willen loben. Freiheit ist ihm: nicht sündigen können. Aber er findet es doch nötig, einem damals und auch in andern Zeiten häufigen Mißverständnis vorzubeugen. „Nun sagen manche Leute: Wenn ich Gott habe und die Gottesliebe, so kann ich also ruhig alles tun, was ich will? Sie verstehen das Wort verkehrt. Solange du irgend etwas vermagst, was wider Gott ist und wider Gottes Gebot, so lange hast du eben die Gottesliebe nicht; die Welt magst du ja wohl betrügen, als hättest du sie.“ Mit der Sünde nimmt er es sehr ernst. „Wer nun das schauende Leben besitzen soll, der muß im heiligen Geiste von heißester Liebe entbrannt sein. Ehe er wissentlich eine Sünde tun wollte, sei sie klein

oder groß, lieber müßte er alle Martern erleiden wollen. Könnte man mit einer läßlichen Sünde so viel Seelen aus der Hölle erlösen, daß es nicht zu zählen wäre: man sollte sie nicht erlösen." Weit weniger noch wird er es also für erlaubt gehalten haben, mit einer Notlüge ein Menschenleben zu retten. Das einfältige Volk im einzelnen darüber zu belehren, was Sünde und was erlaubt sei, dazu scheint er sich nicht herabgelassen zu haben. Der Bearbeitung Landauers entnehmen wir noch folgende Aussprüche: „Gäbe ein Mensch tausend Pfund Goldes, auf daß man damit Kirchen und Klöster baute, so wäre das ein großes Ding. Aber doch hätte der viel mehr getan, der tausend Pfund für nichts achten könnte. . . . Liebst du hundert Pfund mehr bei dir als bei einem andern, das ist unrecht. Hast du einen Menschen lieber als einen andern, das ist unrecht; und hast du deinen Vater und deine Mutter und dich selbst lieber als einen andern, es ist unrecht; und hast du die Seligkeit lieber in dir als in einem andern, so ist es unrecht. . . . Die da um ein Teil Gottes oder um Gott bitten, die bitten unrecht; wenn ich um nichts bitte, so bitte ich recht, und das Gebet ist recht und ist kräftig. Wer irgend etwas andres bittet, der betet einen Abgott an, und man könnte sagen, es wäre lauter Ketzerei. Ich bitte nie so wohl, als wenn ich um nichts bitte und für niemand, weder für Heinrich noch für Konrad.“

Wir fügen aus Landauer noch einige merkwürdige Äußerungen bei zur Ergänzung der beiden ersten Gruppen. „Ich ward einst gefragt, was der Vater im Himmel täte? Da sprach ich: er gebiert seinen Sohn, und dies Werk ist ihm so reizend und gefällt ihm so gut, daß er nichts andres mehr tut, und aus beiden erblüht der heilige Geist. Wenn der Vater seinen Sohn in mir gebiert, so bin ich dieser Sohn und kein andrer.“ Die Seele nennt er darum zuweilen das Kindbett Gottes, und das Innerste der Seele, das Göttliche und Ewige darin heißt bei ihm das Fünklein. Daß der Menschenleib die Mündung sei, durch die alle Kreaturen wieder in Gott zurückfließen, wird auch in einer von Landauer aufgenommenen Predigt gesagt, gleich darauf aber mit einer bei den mittelalterlichen Asketen und auch noch bei Luther beliebten Wendung auf die Schmach des Leibes hingewiesen: Was könne dem Menschen hart zu leiden erscheinen, da der als Strahl und Substanz Gottes Geborne „in den Kerker und Leim deiner beschmeckenden Natur kommt, die so unrein ist, daß alle Dinge, so rein sie sich ihr nahen, in ihr stinkend und unrein werden!“ Die irdische Geburt ist ein Tod: „Wenn das ein Tod ist, daß die Seele von Gott scheidet, so ist auch das ein Tod, daß sie aus Gott gelassen ist, denn jede Bewegung ist Sterben.“ Mitunter scheint Eckhart doch vor seiner eignen Kühnheit zu erschrecken. „Das Wort, das Augustin spricht: was der Mensch liebt, das ist der Mensch, ist folgendermaßen zu verstehen: Liebt er einen Stein, so ist er ein Stein; liebt er einen Menschen, so ist er ein Mensch; liebt er Gott — nun traue ich mich nicht weiter zu sprechen, denn sage ich, daß er dann Gott ist, so könntet ihr mich steinigen wollen.“ Von der Hölle heißt es, sie sei „nichts als ein Wesen,“ also nicht ein Ort, sondern ein Zustand. „Was hier das Wesen der Leute ist, das bleibt ihr Wesen in Ewigkeit.“ Das jenseitige Dasein ist also nur die Fortsetzung des diesseitigen ohne wesentliche

Änderung des glücklichen oder unglücklichen Zustandes der Seele, aber auch der unseligste Zustand ist dem Nichtsein vorzuziehn. Bei Büttner lesen wir: „Nichts unter allem ist so lieb und so begehrenswert wie: leben! Es ist kein Leben so böse und so beschwerlich, doch will der Mensch leben. Warum ist du? warum schläfst du? Damit du lebest. Aber warum lebst du? Um zu leben. Und weißt es somit nicht, warum du lebst. So begehrenswert ist das Leben, schon bloß für sich, daß man es um seiner selbst willen begehrt. Selbst die in der Hölle sind, in der ewigen Pein, die möchten nicht ihr Leben einbüßen, trotz Pein und Hölle.“ Das Wesen der Höllepein wird an einem von tiefer Einsicht in die Natur zeugenden Gleichnis klar gemacht. „Angenommen, man nähme eine brennende Kohle und legte die auf meine Hand. Spräche ich da, die Kohle brenne meine Hand, so täte ich sehr unrecht. Soll ich es eigentlich bezeichnen, was mich brennt: das Nicht tut es. Weil die Kohle etwas in sich hat, was meine Hand nicht hat [dieses etwas ist das beschleunigte Tempo, in dem die Moleküle bei höherer Temperatur schwingen, und dem die Moleküle eines organischen Gewebes nicht folgen können, ohne dieses zu zerreißen]. Seht, eben dieses Nicht brennt mich. Hätte meine Hand alles in sich, was die glühende Kohle ist und leidet, so besäße sie Feuernatur. Wenn man dann alles Feuer nähme, was je gebrannt hat, und schüttete es auf meine Hand, es könnte mir nicht weh tun. In derselben Weise behaupte ich: indem Gott und alle die, welche in voller Seligkeit Gott schauen, etwas in sich haben, was die nicht haben, die von Gott geschieden sind: dieses Nicht allein peinigt die Seelen mehr, die in der Hölle sind, als der Eigenwille oder irgend welches Feuer.“ Eckhart dürfte sich etwas anders ausgedrückt und eben den Eigenwillen als das Ungöttliche bezeichnet haben, das die in allen Kreaturen, also auch in den Verdammten anwesende Gottheit als peinigendes Feuer empfindet. Der unbekanntes Verfasser der von Luther herausgegebenen deutschen Theologie läßt den Weg zum Himmel durch die Hölle gehn. Sobald der Mensch seinen sündhaften Zustand erkennt, erfährt er Höllepein, und nur wer diese irdische Hölle erleidet, bleibt vor der jenseitigen, ewigen Höllepein bewahrt; nur durch die Hölle kann der Mensch zum Himmel emporsteigen. Auf diesen Gedanken hat Dante sein großes mystisches Gedicht gebaut: durch die Höllepein der sündhaften Leidenschaften und das Läuterungsfeuer der Buße ringt sich seine Seele, zuerst von der Vernunft (Virgil), dann von der Gnade (Beatrice) erleuchtet, zur beseligenden Anschauung Gottes hinauf.

In einer Zeit, wo das Volk verwildert war, der Klerus das schlechteste Beispiel gab, die entarteten Bettelmönche, nur auf irdischen Gewinn bedacht, die Kirchenbesucher mit den Märlein abspießen, über die Dante zürnt und Boccaccio spottet, in einer solchen Zeit dem deutschen Volke die tiefste, erhabenste, kühnste Philosophie predigen, mit solcher hinreißenden Begeisterung und solchem erschütternden Ernst predigen, daß Tausende den ihnen gezeigten schwindelnden Pfad zu betreten versuchten, das war fürwahr etwas großes. Aber die kirchliche Zensur konnte nicht ausbleiben. Wundern muß man sich darüber, daß die Hierarchie so spät und so zögernd eingeschritten ist, und daß die Dominikaner ihren Meister bis zuletzt gehalten haben. Das zweite erklärte

sich aus ihrem Stolz auf den berühmten Ordensgenossen und aus ihrer Eifersucht auf seinen und ihren gemeinschaftlichen Gegner, den Franziskanerorden; das erste daraus, daß Eckharts Philosophie in der Scholastik wurzelte, im Kultus eine Stütze fand — denn der Priester wird durch die Messgebete täglich an die Menschwerdung Gottes und die Vergottung des Menschen erinnert —, und daß in den Erbauungsschriften der orthodoxen Mystiker ganz ähnliche Aussprüche vorkommen. Aber die waren meistens nicht bloß Klosterleute gewesen, sondern hatten auch für Klosterleute in lateinischer Sprache geschrieben und gepredigt; erst nach und nach scheint sich die Hierarchie darüber klar geworden zu sein, was es für einen Unterschied ausmacht, ob mystische Verzückerung im Kloster geübt und gepriesen oder ob sie dem Laienvolke als das Ziel und Wesen der christlichen Religion dargestellt wird. Eckhart hatte außerdem zweifellos die Grenze überschritten, die die orthodoxe Mystik vom neuplatonischen und dem (damals in Europa noch unbekanntem) brahmanischen Pantheismus scheidet. Wir konnten nicht alle für seine Lehre charakteristischen Züge aufnehmen, aber das Angeführte wird hinreichen, die folgende Skizze seiner Grundanschauungen zu rechtfertigen. Das Urwesen ist ein undifferenziertes, qualitätsloses Eins. Dieses Eins läßt die Fülle der Wesen aus sich herausströmen. Der Schöpferwille ist aber kein anderer als der Wille der Einzelwesen, die ein Sonderdasein erstreben und dadurch nicht bloß ihre eignen Schöpfer werden, sondern auch Gott erschaffen, der erst durch den Ausfluß der Geschöpfe zum Gottvater wird. Unter dem Sohne ist einerseits die Gesamtheit der Ideale zu verstehn, denen die wirklichen Kreaturen nachgebildet sind, andererseits die Menschenseele, d. h. ihr innerster, unsterblicher Kern. Obwohl immer vorhanden, wird dieser Sohn doch erst eigentlich geboren in dem Augenblick, wo er sich seiner Identität mit der Gottheit bewußt wird. Mit diesem Bewußtwerden fließt er in den Urquell zurück und nimmt alle Kreaturen mit; das Sonderdasein der Kreatur ist aufgehoben, der Kreis des Weltprozesses geschlossen. Die Einheitlichkeit der Lehre wird durch eine Menge Inkonsequenzen durchbrochen, zu denen zwei Mächte zwingen. Die eine ist der Kirchenglaube, der nicht durch äußerliche Zwangsmittel, sondern durch die der Seele tief eingepprägten Vorstellungen und Denkgewohnheiten dem Redner oft Worte entlockt, die von einem innern, nicht kreatürlichen theogonischen Prozeß, von einer über alle Kreatur erhabnen Dreifaltigkeit und von einer historischen Menschwerdung des Sohnes Gottes reden, die nicht mit der Geburt Gottes in der Seele zusammenfallen. Die andre Macht ist die europäische Lebenslust und Tatkraft, die vor dem indischen Pessimismus und Nihilismus bewahrend, statt des Wahlspruchs: Los vom Leben! den andern hat: Leben um jeden Preis, seis auch in der Hölle! Darum bleibt es ungewiß, und Eckhart wird sich selbst niemals darüber klar geworden sein, wie weit neben der mystischen Verinnerlichung eine äußerliche, weltliche Tätigkeit erlaubt, berechtigt und notwendig sei, ungewiß, ob die Seele bei der Rückkehr ins „Nichts“ zerfließt und ihr Bewußtsein verliert oder ihr bewußtes Sonderdasein behält, sodas der Weltprozeß eine Bereicherung der Gottheit bedeutet; ungewiß endlich, ob dieser Prozeß sich als von aller Ewigkeit her immer in derselben Weise und innerweltlich, ohne

Senseits, vollziehend gedacht werden soll oder zeitlich verlaufend, sodaß das ursprüngliche Nichts, die Geburt des Sohnes in der Welterschöpfung und in den Seelen und die Rückkehr der Kreaturen in Gott und dessen dadurch bereichertes Dasein in drei Zeitabschnitte auseinanderfallen.

(Schluß folgt)



Zu Friedrich Razels Gedächtnis

Von Rud. Kittel in Leipzig



Am Montag, dem 1. August schloß Friedrich Razel seine Vorlesungen und reiste mit dem Nachtschnellzuge über München nach seinem Sommerstze in Ammerland am Starnberger See. Ich hatte einen jüngern Freund zu demselben Zuge zu begleiten und traf am Bahnhof mit Razel zusammen. Da ich etliche Tage später ebenfalls nach Oberbayern zu gehn beabsichtigte, bildete der früher schon von Razel geäußerte, jetzt wieder aufgenommne Gedanke einer Zusammenkunft am dritten Orte unsern letzten Gesprächsstoff.

Am Mittwoch, dem 10. August früh ereilte mich die schon am Dienstag Abend aufgegebne telegraphische Anzeige seines plötzlichen Todes, verbunden mit der dringenden Bitte, sein Begräbnis zu halten. Razel hatte seit einiger Zeit an Herzzufällen gelitten; ein Herzschlag hatte bei einem Abendgang am See seinem Leben ein Ende gemacht. So fand man ihn, etwas abseits vom Wege, schon entseelt neben einem Baumstamm liegen. Am Donnerstag Abend um 5¹/₂ Uhr haben wir ihn zur Ruhe gebettet.

Von Leipzig und München waren etliche Freunde und Schüler herbeigeeilt, einige hatte die Nachricht in den Sommerfrischen am Starnberger See oder sonstwo so erreicht, daß sie erscheinen konnten. Der Leipziger Prorektor und eine Deputation der Studentenschaft vertraten unsre Universität. Im ganzen waren wir ein stattliches und erlesenes Häuflein: Angehörige, Verwandte, Freunde und Verehrer, teilnehmende Sommergäste und ein Teil der ansässigen Bevölkerung, der Veteranenverein an der Spitze.

Ammerland selbst, wo sich Razel vor einigen Jahren einen malerischen Sommerstz unmittelbar am See erworben hatte, hat keinen Friedhof. Es gehört zu dem eine starke halbe Stunde landeinwärts auf der Kammhöhe zwischen dem Starnberger See und dem Pfartal liegenden (katholischen) Pfarrdorfe Münzing. Das hoch und nach beiden Seiten frei daliegende Dorf gewährt einen prächtigen Rundblick, hinunter nach dem See und hinüber nach den Alpen.

Hier haben wir Razel an einem sonnigen Spätnachmittag im Glanz der scheidenden Abendsonne zur Erde gebettet.

Die nachfolgende Rede will aus Ort, Zeit und Stimmung heraus verstanden sein. Sie war keineswegs für den Druck bestimmt. Nachdem ich am